

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 288.

Samstag, 10. Dezember

1927.

(1. Fortsetzung.)

Der Mann am Seil.

Roman von Curt Selbert.

(Nachdruck verboten.)

„Kostet das zwei Mark?“
„Nein, die Sitzung kostet fünf, aber ich muß zwei Mark extra bezahlen, da ich nicht angemeldet bin.“

Leo lachte laut auf.

„Hier muß man sich also anmelden lassen?“

„Aber, was glaubst du, was hier für ein Betrieb herrscht! Manchmal sitzen zwanzig Damen hier und mehr.“

„Das muß ja ein einträgliches Geschäft sein. Sag mal, Tante, im Ernst, glauben die Damen alle daran, was Ihnen diese Frau erzählt?“

„Man sieht, daß du noch nie dir hast die Zukunft sagen lassen. Ich habe früher auch nicht dran geglaubt, aber ich muß sagen, ich habe schon Dinge erfahren, die mich einfach in Erstaunen versetzten.“

Das Mädchen kam wieder herein und sagte, Frau Schlutius sei nun fertig und könne sie empfangen. Draußen im Gang hörte man verschwindende Damenschritte, dann Gepolter auf der Treppe.

Sie traten ein. Frau Schlutius sagte nur guten Tag; sie saß an einem kleinen Tisch, auf dem keine Decke lag und hatte ein Spiel Karten in der Hand.

Leo betrachtete die Frau genau; sie sah nicht schlecht aus, aber auch nicht gut, nicht intelligent und nicht dumm, sie sah eigentlich überhaupt nicht aus, sie war einfach eine Frau. Die Tante setzte sich ihr gegenüber und erzählte kurz und rasch den Vorfall, erwähnte besonders jenes Mädchen, das ihr Kesse im D-Zug kennengelernt hatte und stellte schließlich die präzise Frage:

„Sagen Sie mir, wo mein Ohrring sich augenblicklich befindet.“

Die Tante hat Routine, dachte Leo, ich hätte das nicht so schnell begriffen. Dann mischte die Frau die Karten. Frau Menzel mußte zweimal abheben, einmal nach rechts, einmal nach links, und Frau Schlutius befragte die außerirdischen Geister, das heißt, sie legte Patience, wie Leo feststellte, und murmelte dabei unverständliche Brocken, fuhr mit der Hand mehrfach hin und her, ehe sie eine neue Karte legte, deutete dann auf einen König, eine Neun und eine Drei und sagte:

„Das Mädchen hat den Schmud nicht.“

„Siehst du, Tante“, sagte Leo, dem die Frau plötzlich sympathisch wurde.

„Hat sie ihn denn gestohlen?“ fragte Frau Menzel.

„Das weiß ich nicht, das ist auch schwer zu sagen, da Sie mich ja etwas ganz anderes gefragt haben. Jedenfalls hat das Mädchen den Schmud nicht.“

Wieder legte sie, wieder murmelte sie, doch diesmal zeigte sie auf eine Dame, ein Aß und eine Sieben und sagte:

„Der Schmud liegt in Haaren.“

„Wo? In Harlem?“

„Nein“, sagte Leo, „in einem Harem.“

Doch Frau Schlutius wiederholte:

„Der Schmud liegt in Haaren!“

„Ja, was soll das heißen?“

„Weiß ich nicht“, sagte die Dame, „er liegt in Haaren, oder in etwas, das aus Haaren gemacht ist.“

„Ach so? Also Bürsten, Besen und so weiter.“

„Ja, und Pelze . . .“
„Pelze“, schrie Frau Menzel auf, „jetzt weiß ich, wo er liegt.“

„Na also“, erwiderte Frau Schlutius. „Bitte fünf Mark.“

Tante Paula war eingefallen, daß sie, bevor sie zum Bahnhof fuhr, in einem Pelzgeschäft gewesen war, um sich einen Nutria auszusuchen. Dort mußte sie beim Anprobieren den Ohrring verloren haben.

Als sie wenig später das Geschäft betraten, wurde dort gerade umgeräumt. Der Inhaber war äußerst liebenswürdig. Selbstredend werde man sofort nachsehen, bisher sei nichts gefunden worden. Man rief das ganze Personal herbei, man lehrte den Laden, schüttelte die Pelze, suchte unter Tischen und Stühlen. Ohne Resultat. Schließlich mußten sie gehen, besonders da der Inhaber versprach, sofort anzurufen, wenn sich das Schmuckstück finden werde.

„Sollen wir denn jetzt nicht wenigstens zur Polizei fahren?“ fragte Leo, als sie wieder im Wagen saßen.

„Aber kein Gedanke, dann könnte ja Frau Schlutius nichts mehr machen.“

„Willst du denn nochmal zu der famosen Frau?“

Tante Paula gab keine Antwort. Leo lehnte sich gottergeben in die Kissen, und so kamen sie mit einer Verspätung von zwei Stunden endlich nach Hause.

Frau Menzel bewohnte eine Achtzimmerwohnung in der Sodener Straße im zweiten Stock eines Hauses, das ihr selbst gehörte. Sie hatte Parterre und den ersten Stock vermietet, weil sie niemand über sich wohnen haben wollte. Die Dienerschaft bestand aus dem Hausmädchen, der Köchin, der Jose und dem Chauffeur, der ebenfalls im Hause wohnte und mit in der Küche aß.

Leo bekam ein hübsch eingerichtetes, aber sehr dunkles Zimmer; überhaupt hatte die ganze Wohnung den Nachteil, sehr dunkel zu sein, und Frau Menzel trug sich daher seit langem mit dem Gedanken, auszuziehen; vielleicht eine Villa oder draußen ein Landhaus zu kaufen.

Am Morgen des nächsten Tages beim Frühstück fing Tante Paula mit ihren Plänen an, die sie seinetwegen entworfen habe.

„Du weißt“, sagte sie, „daß seit meines Mannes Tode die Aktiengesellschaft besteht, vorher gehörte die Firma ja uns allein. Aber ich als alleinstehende Frau konnte das Werk doch nicht leiten und dein Vater war damals auch schon tot. So haben mich gute Freunde überredet, die Firma in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln und mir die Majorität zu sichern. Das habe ich getan und bereue es nicht. Aber wenn auch der jetzige Generaldirektor, Herr Böhmert, ein guter Freund meines Onkels war und, das kann ich wohl sagen, auch mein Freund ist, so hätte ich doch gern jemand aus unserer Familie an leitender Stelle. Da habe ich an dich gedacht . . .“

Leo verbeugte sich dankend.

„. . . und bereits mit Herrn Böhmert darüber gesprochen. Er wird sich deiner annehmen und dich so postieren, daß du im Laufe der nächsten — sagen wir mal vier oder fünf — Jahre einen genauen Einblick in

das Werk erhältst und dann einen Direktorposten bekleiden könntest. Von deinen Fähigkeiten allein wird es abhängen, in wieviel Jahren man dich in den Aufsichtsrat setzen und dir schließlich die Gesamtleitung der Firma übertragen wird.

Leo hatte wirklich keinen Grund mehr, zu bedauern, hergekommen zu sein. Er stand auf, beugte sich über ihre Hand und sagte:

„Ich danke dir und hoffe, dein Vertrauen in mich nicht zu täuschen.“

Dabei dachte er: Wenn man ihr den Gang fürs Mystische abgewöhnen könnte, wäre sie wahrhaftig eine Ideal-Tante.

„Hast du übrigens nochmal über die Geschichte mit meinem Ohrring nachgedacht?“

„Natürlich, ich meine, die Frau würde dir erheblich mehr gesagt haben, wenn du sie besser bezahlt hättest.“

„Ist das dein Ernst?“

„Selbstredend“, lachte Leo, „gib ihr statt fünf jetzt fünfzig Mark, und du wirst sofort erfahren, wo der Schmutz sich befindet. Du kennst doch den Witz mit der Auskunft? Nicht? Will ich dir erzählen. Also irgendeiner hatte sich eine Auskunft über eine Firma eingeholt, die sehr schlecht ausfiel. Das erzählte er einem Geschäftsfreund. Der fragte:

„Was hast du denn für die Auskunft bezahlt?“

„Zwei Mark.“

„Na, für zwei Mark kannst du doch keine gute Auskunft verlangen!“

Damit ging Leo lachend aus dem Zimmer. Unten stand der Wagen, der ihn in zehn Minuten zum Werk brachte.

Generaldirektor Böhmert erwartete ihn bereits.

„Freut mich, Sie kennenzulernen, Herr Doktor. Ihre Frau Tante, meine verehrte Freundin, wird Ihnen bereits näheres mitgeteilt haben.“

Leo verbeugte sich.

„Ich denke, Sie fangen am besten einmal mit der Personalabteilung an, die ich Ihnen fürs erste übertragen möchte. Die Personalfrage ist ungefähr das Wichtigste, was es für ein Unternehmen geben kann. Nur wer gutes, geschultes, erstklassiges Personal an jedem Posten hat, kann heute konkurrenzfähig sein. Sie haben ausgezeichnete Mitarbeiter in Ihrer Abteilung, und ich hoffe, daß es Ihnen gelingen wird, die Regulierung aller Fragen zu aller Zufriedenheit zu erledigen.“

Leo verbeugte sich.

„Ich werde meinen Dienst am Montag antreten. Ist Ihnen das recht, Herr Generaldirektor?“

„Ich habe nichts dagegen. Und nun wünsche ich Ihnen viel Erfolg und Freude an der Arbeit, Herr Doktor Bania.“

Leo war entlassen, fuhr im Lift herunter und im Wagen nach Hause. Dort kam ihm Tante Paula bereits aufgeregt entgegen.

„Denke dir, wo ich war.“

„Bei der Kartenlegerin.“

„Woher weißt du das?“

„O, ich kann auch in die Ferne sehen.“

„Ja, also, ich habe ihr fünfzig Mark gegeben, wie du sagtest, und sie hat gleich viel mehr gewußt.“

„Na also, wo ist der Schmutz?“

„Ja, wenn das so einfach wäre. Wir stehen doch schließlich vor einem Rätsel.“

„Rätsel sind dazu da, um gelöst zu werden.“

„Aber es ist doch eine sehr schwierige Lösung.“

„Für fünfzig Mark?“

„Na, höre, sie hat mir gesagt, der Ohrring liegt in Haaren.“

„Immer noch?“

„Gewiß, und zwar soll er sich im Hinterhaus befinden. Sie hat mir dieses Hinterhaus so genau beschrieben, daß man die einzelnen Stellen finden muß. Im Hofe ist ein Kellerfenster, dessen vergitterte Stäbe an der einen Seite locker sind. Von da soll ein Weg führen nach einer Dachlücke. Und diesen Weg soll der Ohrring gegangen sein.“

„Von welchem Hinterhaus sprichst du eigentlich?“

„Na, von dem Pelzgeschäft, in dem wir gestern waren.“

(Vorsicherung folgt.)

Sonett.

Doch ragen manchmal in das Leben
Geheimer Wesen gold'ne Zeichen.
Um alle Dergen zu erreichen
Sind sie uns dankesvoll ergeben.

Sie bieten uns mit zarten Händen
Von vielen Kelchen frohe Gnaden,
Damit wir auf des Lebens Pfaden
Das Glück der besten Schönheit fänden.

Und wenn wir einmal jäh gesunken
In dunkelschwere, graue Tiefen,
Wo harte Schicksalsräder gehen;
Dann leuchten noch wie helle Funken
Die Wesen, die uns immer riefen
Und Hoffnung wird uns stark durchwehen.

Frans Cingia.

Im Sanatorium.

Von W. 3.

Ein prächtiger, wolkenloser, taufrischer Julimorgen lag auf dem Sanatorium von E. In den wohlgepflegten Gärten tropften purpurfarbige Rosen ihre verblühten Blätter auf Wege und Rasenplätze. In dem großen, stillen Park, den hundertjährige Bäume beschatteten, mußterten der Fink und die Drossel, die Amsel und das Rotkehlchen, und in den laftigen, nach den Höhen strebenden Wäldern stand der Schnitter, vom Morgenlicht überstrahlt und mähte das duftige Gras. Es war punkt neun Uhr. Vor dem Hauptgebäude promenierte ein Mannlein und Weiblein unter schattigen Bäumen und im hellen Sonnenschein. Der herrliche Morgen verbreitete einen wunderbaren Frieden über das Ganze. Aber der Uneingeweihte, der an diesem Morgen zufällig oder in irgend einer geschäftlichen Angelegenheit den Garten des Sanatoriums besuchte, ahnte nicht, daß der alte, freundliche, bewegliche Herr mit weißen Haaren, der eben jetzt an ihm vorüberging und jovial grüßte, ein Querulant war, den diese Mauern lebenslänglich beherbergen werden, da er unheilbar ist; fühlte nicht, daß die alte, gebückte Dame, mit gutfrisiertem Bubikopf, die mit den Blumen sich beschäftigte, nur ein Verlangen im Herzen trägt, sofort nach Venedig zu reisen, dem Ziel ihrer krankhaften Sehnsucht. Auch merkte er wohl kaum, daß das junge, blühende Weib, mit schwarzen Locken und blauen, schwärmerischen Augen, das dort auf der Bank saß, die ganze Nacht in der Zelle in einer Zwanasiade gelegen hatte, um mit den gellenden Ausrufen: Mörder, Räuber, Diebe, Seelenmörder, die Umgebung für eine ganze Nacht zu beunruhigen. Der glänzenden Kunst des Arztes hatte sie es zu verdanken, daß sie so schnell sich wieder unter Gottes freiem Himmel erholen durfte. Zulezt aber wäre es ihm nicht eingefallen, daß der junge, überschlanke, elegante Herr, Artur Horst mit Namen, der soeben auf der oberen Terrasse des Parkes mit einigen jungen Damen, ebenfalls Patientinnen, „Ringwerfen“ spielte, ein hoffnungsloses Bütschchen war, das seinem Vater schwere Sorgen bereitete, so daß letzterer sich gezwungen sah, seinen Sohn, zur Beruhigung seiner und seines Sohnes Nerven, in das Sanatorium in E. zu bringen. Zuerst sollte der Sprössling Theologie studieren, wollte aber seinem Kopfe folgen und Schauspieler werden. Er hatte sich auch an einigen kleinen Bühnen Norddeutschlands herumgetrieben und dabei unsaubere Liebesgeschichten angezettelt, die ihn schweres Geld kosteten, so daß der überraschte Vater, dem die Wechsel präsentiert wurden, sich gezwungen sah, den Sohn heimkommen zu lassen. Die ganze Zeit war es nun gut gegangen mit ihm. Er war ruhig und bescheiden, folgte willig allen Anordnungen, bis er ungefähr vor zehn Tagen plötzlich im „Ringspiel“ halsstarrig wurde, die Ringe wegworf, auf sein Zimmer ging und sich strikte weigerte, von nun an im Speisesaal seine Mahlzeiten einzunehmen, er sei so nervös, er wünsche allein auf seinem Zimmer zu speisen.

„Bitte, Herr Degenhart, holen Sie mir doch den Herrn Artur Horst aus dem Garten herauf und bringen Sie ihn in mein Bureau“, sagte der Chefarzt des Sanatoriums zu dem Oberwärter, der im Korridor an ihm vorüber wollte. „Gerne, Herr Doktor“, erwiderte der Oberwärter und beeilte sich, Herrn Horst zu suchen. Die große Uhr am oberen Eingang des Hauptgebäudes zeigte jetzt 9.30. Der Oberwärter traf ihn im Park, wo er mit einigen jungen Patientinnen sein tägliches „Ringwerfen“ spielte. Er trat an den jungen Herrn heran und übermittelte ihm mit freundlichem Lächeln die Aufforderung des Chefarztes. Artur Horst wußte offenbar, was der Herr Chefarzt von ihm wünschte, denn er wurde einige Nuancen blässer, bedeutete dem Oberwärter, er käme sofort, spielte dann in aller Seelenruhe noch ein

Tour mit den jungen Damen, worin er sich artig verabschiedete, um das Bureau des Herrn Chefarztes aufzusuchen. Der Chefarzt erwartete ihn bereits, indem er nervös mit seiner Taschenuhr spielte. Horst trat ein und behielt bescheiden Stellung an der Tür. Der Arzt bat Artur Horst, Platz nehmen zu wollen. Horst tat, wie es der Doktor wünschte, und ließ sich lässig in einen Sessel fallen; dabei hatte er die unruhigen, stehenden Augen fest auf den Arzt gerichtet. — „Nun, Herr Horst, wie fühlen Sie sich heute?“ fragte der Arzt, indem er sich alle Mühe gab, den stehenden Blick seines Patienten so unbefangen wie möglich auszuhalten. — „Gut“, war die knappe Antwort Horsts. — „Macht Ihnen das Fasten nichts aus?“ — „Nein!“ — „Sehen Sie“, sprach nun der Doktor, „ich wollte einmal ganz ruhig mit Ihnen besprechen, daß das, was Sie da mit dem Fasten machen, quasi ein veritabler Hungerstreik ist, der Sie nicht einen Schritt weiter bringt. Lieber Herr Horst, Sie sind nun seit zehn Wochen bei uns und Ihr Zustand ist so prachtvoll, so glänzend, daß wir Sie ohne Bedenken in kurzer Frist entlassen können. Deshalb, lieber Herr Horst, dürfen Sie auch nicht verlangen, daß Sie wie ein „Kranker“ im Bett behandelt werden, denn Ihre Angehörigen haben den Wunsch geäußert, und ich bin als Arzt vollkommen ihrer Meinung, daß Sie, sobald Ihre Heilung solche Fortschritte gemacht hat, wie die anderen Patienten der ersten Klasse, unten im Speisesaal an der Tafel Ihre Mahlzeiten einnehmen. Nun, lieber Horst, seien Sie vernünftig. Sie sind doch so ein prachtvolles Kerlchen. Sie wissen auch, daß wir es alle gut mit Ihnen meinen. Gehen Sie heute, wenn Sie den Gona hören, in den Speisesaal zum Diner. Wissen Sie was“, fügte der Arzt noch hinzu, „ich werde mich zu Ihnen sehen, wir werden gemeinsam speisen. Ich hoffe, daß es Ihnen Freude macht?“ — „Nein“, erwiderte haarscharf der junge Horst, „ich tue es nicht und ich tue es nicht!“ Der Arzt sprach nochmals sehr liebenswürdig und mit der größten Geduld: „Aber mein lieber, guter Junge, seien Sie doch nicht so halsstarrig, versuchen Sie es doch einmal, es wird Ihnen unten viel besser gefallen, als oben in Ihrem einsamen Zimmer.“ Artur Horst schäumte: „Zum Teufel nein, und ich sage noch einmal nein.“ Der Arzt drückte auf eine Klingel: „Gut, wenn Sie es vorziehen, in einer Zelle wie ein Gefangener behandelt zu werden, müssen Sie auch die Folgen tragen.“ Artur Horst schaute teilnahmslos in den Garten und fand jetzt sogar die Ruhe, einen vorübergehenden Patienten zu grüßen. In die heuliche Pause, die entstand, trat der Oberwärter ein. „Sie wünschen, Herr Doktor?“ — Der Arzt: „Bitte, bringen Sie den Herrn Horst in die Zelle Nr. 8.“ Als der Oberwärter Horst bedeutete, er möchte ihm folgen, fuhr die Hand des Patienten blitzschnell in die Tasche, aber ebenso schnell zog er sie wieder heraus. Dem Arzt war die Bewegung nicht entgangen, doch hielt er sie für Verlegenheit. Horst folgte dem Oberwärter mit zusammengekniffenen Lippen, an der Türe drehte er sich noch einmal um, als ob er etwas sagen wollte — der Doktor erwartete es sogar —, aber Horst brachte nichts heraus. Er verschwand lautlos. — Nachdem die Tür sich hinter den Beiden geschlossen hatte, schüttelte der Arzt bedenklich den Kopf, setzte sich an seine Schreibmaschine, um ein Gutachten über einen anderen „Fall“ zu tippen. — Es mochten ungefähr fünf Minuten vergangen sein, als der Oberwärter wieder eintrat und meldete: „Herr Doktor, ich habe den jungen Herrn Horst in die Zelle Nr. 8 verbracht, wie Sie wünschten. Er war ganz ruhig, aber als ich die Tür verschließen wollte, rief er mich noch einmal zurück und bat mich, Ihnen doch zu sagen, daß er Sie noch einmal unter vier Augen sprechen möchte. Ich denke“, schloß gutmütig der Oberwärter, „die unfreundliche Zelle hat ihre oft erprobte Wirkung schon getan, jetzt werden wir ihn runtkriegen.“ — „Der Meinung bin ich auch“, sagte lächelnd der Chefarzt. „Kommen Sie nur mit, wir wollen ihn wieder herausholen.“ Als die Beiden vor der Zelle Nr. 8 angekommen waren, bat der Doktor den Oberwärter, vor der Türe zu warten. Der Arzt trat ein und sagte in seinem freundlichsten Tone, der ihm jetzt ja auch von Herzen kam: „Nun, mein lieber, junger Freund, haben Sie sich die Sache überlegt? Nicht wahr, es ist besser, drüben im Speisesaal zu dinieren, als in dem vergitterten Vogelfläßchen?“ — „Das zu beurteilen, muß ich Ihnen überlassen, Herr Doktor“, erwiderte Horst kalt; „ich wollte Sie nur fragen, ob das, was Sie drüben im Bureau von der Zelle sprachen, Ihr allerletztes Wort war?“ Der Doktor wurde plötzlich wieder ernst und entgegnete: „Ja, lieber Freund, wenn Sie nicht vernünftig werden, muß es das letzte sein.“ Blitzschnell zog jetzt Horst einen Revolver aus der Tasche und zielte nach dem Kopf des Arztes und schrie: „So sei es Ihr letztes!“ — Aber schon hatte der Doktor mit sicherer Hand den rechten Arm des Patienten gefaßt und versuchte ihn niederzudrücken. Dabei trug er sich nur mit dem Gedanken, wie flüchtig dumm es nun sei und wie feig er erscheine, wenn er um Hilfe rufe; er setzte deshalb den Kampf fort, ohne

einen Laut von sich zu geben, und da der Patient verzweifelte Kräfte ihm entgegensetzte, warf er sich mit der ganzen Kraft seines Körpers auf Horst und drückte ihn zu Boden. In demselben Augenblick ging der Schuß los, der Oberwärter erschien und schnell war der Patient gefesselt. Nachdem sich der Arzt vom ersten Schrecken erholt, überzeugte er sich rasch, daß der Schuß ihn nicht einmal gestreift, sondern einen Fensterbalken getroffen hatte. Er nahm die Waffe vom Boden auf, sicherte sie und steckte sie zu sich. Darauf ging er in sein Bureau, rief die Wache an und schon nach zwanzig Minuten wurde der junge Artur Horst nach einem anderen Ort überführt, wo die Zellen noch sicherer sind als in dem schönen Sanatorium in E. Die große Uhr am oberen Eingang des Hauptgebäudes zeigte jetzt 10.37 Uhr.

Frauen-Zeitung

Das männliche Ideal der modernen Frau. Das weibliche Schönheitsideal hat sich in den letzten Jahren außerordentlich verändert. Was unsere Väter unter Frauenschönheit verstanden, ist himmelweit entfernt von dem, was heute gefällt. Wie ist es aber nun mit dem männlichen Schönheitsideal? Der Herr der Schöpfung behauptet ja gewöhnlich, wenig auf sein Äußeres zu geben, aber tatsächlich war an eiteln Männern nie ein Mangel, und das stärkere Geschlecht sucht ebenso das Wohlgefallen des Schwächeren zu erregen wie umgekehrt. Die Marquise von Queensberry, eine begabte Malerin, die besonders durch ihre Herrenporträts Aufsehen erregt hat, plaudert in einem englischen Blatt von „Männern, die wir Frauen bewundern“, und stellt fest, daß der gewöhnliche englische Typus mit seinen regelmäßigen Zügen, dem blonden Haar und der etwas hageren Gestalt immer mehr in den Hintergrund tritt. Die Häufigkeit dieses Typs bei uns,“ schreibt sie, „hat wohl die Begeisterung für dunkle romanische Männer-Erscheinungen hervorgerufen, wie sie durch den verstorbenen Valentino und durch Ramon Novarro, den Helden des Ben Hur-Films, verkörpert werden. Es gibt aber auch noch eine häßliche Art von Männergesichtern, die uns durch ihren geistreichen Ausdruck besonders anzieht. Der wettergebräunte Mann mit dem starknochigen Körper ist ein wenig aus der Mode gekommen, die Frau, die selbst so viel Männliches annimmt, fühlt sich zu einem weicherem und zarterem Typ hingezogen, und so finden wir unter den modernen Dandys blasse, bisweilen bebrillte Gesichter, Männer, deren Haare sehr viel länger sind als der Herrschschnitt der Dame, die auf bunte seidene Wäsche den größten Wert legen, weiche und lodere Anzüge tragen und in ihrem ganzen Wesen ein gewisses überfeinertes Ästhetentum zur Schau stellen. Dieser „weibliche Mann“ ist das Gegenstück der „männlichen Frau“ und gewiß ist in ihm ein gut Teil des Schönheitsideals verkörpert, das die moderne Frau hat. Daneben aber wirken noch immer Kraft und Brutalität, wenn sie sich mit einer interessanten Erscheinung verbinden. Ein so überaus männliches und kraftvolles Gesicht wie das Mussolinis verfehlt nicht seinen Eindruck auf das weibliche Herz, denn es strahlt Lebendigkeit und Persönlichkeit aus.“

Scherz und Spott

Sehr wahrscheinlich. Auch in Amerika ist Beethovens 100. Geburtstag nicht spurlos vorbeigegangen. Allen voran feierte die Stadt Philadelphia, von jeher in Kunstbestrebungen voran, den großen Komponisten mit einem Festabend, an dem es hoch herging: zwei Stunden Musik, drei Stunden Essen und unzählige Reden. Von diesen Reden war die merkwürdigste die eines hundertprozentigen Yankee, der sich folgendermaßen äußerte: „Philadelphia ist eine große und schöne Stadt und in ihr leben mit die besten amerikanischen Kaufleute, ehrenwerte und tüchtige Menschen. Aber ich glaube nicht, daß auch nur fünf Männer in dieser Stadt sind, die so etwas komponieren können, wie wir eben gehört haben.“

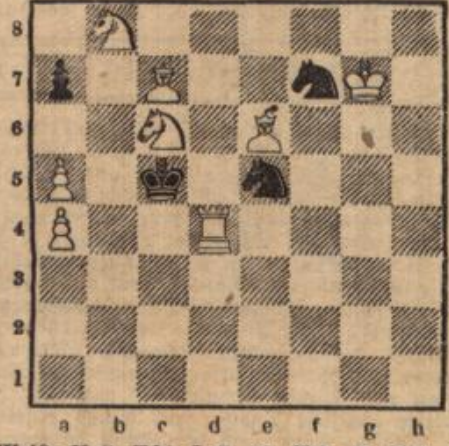
Ein Vorsichtiger. Zu einem Bankier kommt ein Hausierer und bietet ihm ein Los an. „Nehmen Sie das Los, Herr Bankier, es ist das letzte, das ich habe und wird Ihnen sicher Glück bringen.“ Nach längerem Hin und Her kauft der Bankier das Los und es kommt wirklich mit 100 000 Mark heraus. Der dankbare Gewinner läßt sich den Händler kommen und sagt: „Sie sollen auch etwas davon haben; ich gebe Ihnen eine monatliche Rente von 100 Mark auf Lebenszeit.“ Der Händler traktiert sich den Kopf und meint: „Verehrter Herr Bankier, geben Sie mir lieber einmal 2400 Mark.“ — „Warum das?“ fragt der andere. — „Sie haben mir zu viel Glück, Herr Bankier. Bei Ihrem Glück sterben Sie in einem Jahr — und was hab' ich dann?“

Spiele und Rätsel

Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

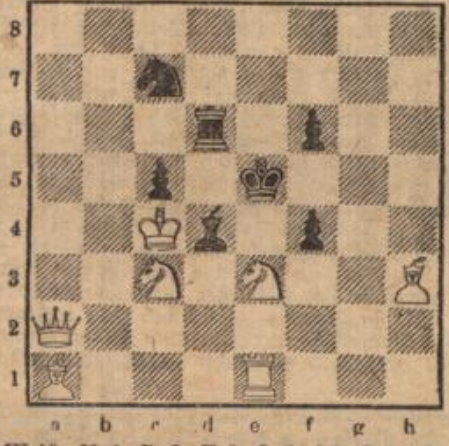
Nr. 99. Dr. E. Zepfer.



WeiB: Kg7, Td4, Lc7, e6, Sb8, c6, Ba4, a5.
Schwarz: Kc5, Se5, f7, Ba7.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 100. K. A. L. Larsen.

1. und 2. Preis im Bristol-Times- und im Mirror-Turnier.



WeiB: Kc4, Da2, Te1, La1, h3, Sc3, e3.
Schwarz: Kc5, Td6, Ld4, Sc7, Bc5, f4, f6.
Matt in 2 Zügen.

Partie Nr. 420. Gespielt im Weltmeistertkampf zu Buenos-Aires als 21. Partie. Abgelehntes Damengambit.
WeiB: Capablanca, Schwarz: Aljechin.

1. d4-d5, 2. c4-e6 Aljechin hat erkannt, daß gegen die Spezialverteidigung seines Gegners, die „Orthodoxe“ nichts zu machen ist und wendet sie nach den Erschütterungen der gefährlichen Cambridge Springs-Variante selbst an. 3. Sc3-Sf6, 4. Lg5-Sd7, 5. e3-Le7, 6. Sf3-O-O, 7. Tc1-a6 Aljechin vermeidet den Zug e6, der bei dem beabsichtigten Bauernvorstoß auf dem Damenflügel ein Tempoverlust wäre. Der Bauer soll später gleich nach c5, 8. a3-h6, 9. Lh4-dxc4. Diese Variante hat Aljechin sehr genau analysiert und bereits in der 13. Partie angewandt. 10. Lxc4-b5. In der 13. Partie geschah c5. 11. Le2. Der Weltmeister zieht, seinem Spieltyp entsprechend, die defensive Stellung des Läufers vor. Der weiße Läufer soll später dem Läufer b7 auf f3 entgegen treten. Der Rückzug La2, später Lb1 wäre aggressiv gedacht. 11. ... Lb7, 12. 0-0-c5, 13. dxc5-Sxc5, 14. Sd4. Der Damentausch 14. Dxd8 würde schnell zum Remis führen, aber nach acht aufeinander folgenden Remispartien

hat man natürlich kein Interesse am 9. Remis. 14. ... Tc8, 15. b4-Sd7. Das gleiche Empfinden tritt deutlich bei Aljechin hervor. Er vermeidet die Vereinfachung durch den an und für sich korrekten Zug Scc4. Der Springer soll von b6 aus wirken. 16. Lg3-Sb6, 17. Db3-Sd5, 18. Lf3-Tc4, 19. Se4. Auf 19. Le2 hatte Schwarz mit Txc3, 20. Txc3-Sxc3, 21. Dxc3-Dd7 nebst Sd5 oder Tc8 ein wichtiges Tempo gewonnen. 19. ... Dc8, 20. Txc4-Sxc4, 21. Tc1-Da8! Der Druck auf die Diagonale wird verstärkt, das Feld für den Turm wird frei. 22. Sc3-Tc8. Schwarz hat bereits die Leitung des Spiels. 23. Sxd5-Ld5, 24. Lxd5-Dxd5, 25. a4-Lf6. Zug um Zug Verstärkung des Angriffs. 26. Sf3. Er schreitet zum Rückzug. Auf 26. Td1 folgt Sxc3, 27. Dxc3-Lxd4, 28. Txd4-Dxd4, 29. Dxd4-Tc1+ und matt im nächsten Zuge. 26. ... Lxb2. Wieder will er den Turm nach d1 locken, worauf Sxc3! gewinnt. 27. Tc1-Td8!, 28. axb5-axb5, 29. h3. Auf 29. e4 gäbe Dd3 entscheidendes Stellungsübergewicht. 29. ... e5!, 30. Tb1-e4!, 31. Sd4. Offenbar macht sich nach Sh2 oder Se1 der Weltmeister keine Hoffnung, die Partie auf die Dauer zu halten, da Schwarz alle Linien beherrscht und so stürzt sich der Schachriese in sein Schwert. 31. ... Lxd4, 32. Td1-Sxc3! aufgegeben. Auf 33. Dxd5-Txd5, 34. fxc3-Lxc3+. Nach 20 Partien noch solch eine tadellose Partie, wohl die beste Aljechins! Sein Kampfesmut erschien allen Voraussagen zum Trotz dabei völlig ungebrochen!

Rätsel

Bilderrätsel.



Umwandlungsrätsel.

In jedem der nachstehenden Wörter soll irgend ein Buchstabe geändert werden. Die Anfangsbuchstaben der neugefundenen Wörter ergeben dann in der gleichen Reihenfolge ein bekanntes Sprichwort. Die ursprünglichen Wörter lauten: Loch, Unken, Bach, Habe, Eisen, mein, Ammer, Maul, Wurm, fort, Ente, weich, Wesen, Jule, Zaum, Bier, acht, Halt, Affen, York, Beil.

Scherzrätsel.



Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 282.

Bilderrätsel: Nichts halb zu tun ist edler Geister Art.
Silbenverschieberätsel: Windhund, Araber, Klempner, Asbest, Dukaten, Persien, England; Dresden, Hamburg.

Richtig: Lö-ungen sandten ein; A. Eberhardt, E. u. W. Fuchs, Bono Kast, Hartl-Grote König, Albert Krüger, Maju Langer, E. Jannko, Emmi Muschhammer, Liesel Weidert, Hermann Jopper, sämtlich aus Wiesbaden; Hude Hkuper aus Sonnenberg; A. u. Oca. aus Kröhenheim; Otto Prackel aus Haan i. T.; Liesel Erhardt aus Mainz.